

Udo Sierck: Monster, Freaks und andere Schönheiten. Anmerkungen zur Körperpolitik

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 16.04.2012

In ‚Freaks‘, dem heimlichen Kultfilm der jungen bundesdeutschen politischen Behindertenbewegung, rächen sich behinderte Personen an der Schönen und an dem Athleten für deren Missachtung. Der Kinostreifen aus dem Jahr 1932 war als Horrorfilm konzipiert und bediente sich zu diesem Zweck der Darstellung ungewöhnlich anzuschauender Körper. Die Handlung spielt in einem Wanderzirkus, in dem neben der attraktiven Trapezkünstlerin und dem durchtrainierten Gewichtheber fast ausschließlich Menschen mit Behinderungen agieren: Neben klein gewachsenen Personen gibt es siamesische Zwillinge, Künstler ohne Arme und Beine oder Halb-Frau-Halb-Mann; jemanden, der stottert sowie drei kindlich herumtollende Freaks, die das Merkmal ‚geistige Behinderung‘ abdecken sollen.

Die Filmschönheit vom Trapez heiratet auf dessen Vermögen spekulierend den kleinwüchsigen Mann, versucht diesen dann zu vergiften, um so an die Erbschaft zu gelangen. Die Zirkusfreaks entdecken den Mordversuch und revanchieren sich auf ihre Art: Der Komplize, der Athlet, wird kastriert und die Trapezkünstlerin endet als hilflose Krüppelin im Schaukasten. Der Film wurde an den Kinokassen ein Flop, etliche Zuschauer verließen häufig schon während der Vorführung den Saal. Denn die übliche Betrachtungsweise der Freaks funktionierte nicht mehr: Die Mischung aus Furcht, Mitleid und der Gewissheit, dass das Monster passiv bleibt und nicht losgelassen wird, war gründlich durcheinander geraten. Und dass die Freaks am Ende das Schöne und Kräftige besiegen – ganz im Gegensatz zum Konkurrenzfilm und Kassenschlager ‚King Kong‘ – hielt vor achtzig Jahren kein Publikum aus.

Zu jener Zeit wurden außergewöhnliche Körper in der Medizin als Monstrositäten bezeichnet und populär als Freaks, als ‚Laune der Natur‘, vorgestellt. Dabei harmonisierte wissenschaftliches Denken mit kulturellen Vorstellungen des Normalen. Monster und Freaks wecken mit körperlichen Besonderheiten bei den Betrachtern seit jeher Neugier und Faszination sowie gleichzeitig Abwehr und Distanzierung. Auch die beobachtende Wissenschaft, die für sich die Fähigkeit zur objektiven Erkenntnis in Anspruch nimmt, ist von dem Aspekt der subjektiven Empfindung nicht frei. Das die Ordnung Störende wird in den Blick genommen und zum Gegenstand degradiert.

Als Resultat mussten im 19. Jahrhundert die Menschen mit Besonderheiten zwei Varianten des Umgangs ertragen: Die Humanwissenschaften begannen, sie dem öffentlichen Raum zu entziehen und sie in ihre Körperteile zu fragmentieren und zu vermessen, die Befunde aufzuzeichnen und zu interpretieren. Die Körper wurden zu Objekten der Wissenschaft. Die Darstellungen in fachlichen Abhandlungen dienten als Beleg für die Vorstellung von ‚dem Anderen‘. Gleichzeitig erblühten die Freakshows und Kolonialausstellungen in europäischen und nordamerikanischen Städten als profitorientierte Massenunterhaltung. Das Bestaunen des Exotischen bekommt hier die rassistische Komponente, denn mit der kolonialen Eroberung wurden auch Angehörige fremder Völker mit ungewöhnlichem Aussehen als Trophäen präsentiert. Und es gab die Variante des Geschlechts: So wurden präparierte Geschlechtsteile von weiblichen Freaks gefunden, während es diesbezüglich keine männlichen Fundstücke gab.

Die Freakshows funktionierten indes nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr, die große Zahl der sichtbaren Kriegsverletzten ließ die körperliche Abweichung als Amüsement im großen Stil nicht mehr zu. Bis dahin wurden die Freaks aber nicht nur einfach ausgestellt, sondern „mit und an ihnen wurden Seltenheit, extreme Abweichung und kulturelle Fremdheit in einem Netz mythischer Erzählungen und biologisierender Normalität wissenschaftlich und kulturell konstruiert. Indem Freaks als Metapher des Anderen funktionalisiert wurden, führten sie den Zuschauern ihre eigene Normalität vor.“ (Stammberger)

Der Schriftsteller und Philosoph Voltaire beschrieb eine Jahrmarktausstellung, auf der eine Frau mit vier Brüsten gezeigt wurde. Es sei, so Voltaire, unschwer das Monster zu erkennen, wenn sie ihren Busen anschauen ließ, wenn sie dies jedoch nicht tat, war sie ein ganz erfreulicher Anblick. Die Philosophin Birgit Stammberger schließt aus dieser Beschreibung: Die „Normverletzung des Monsters ist also nicht auf die Natur zu beziehen, stattdessen resultiert sie aus der Verletzung kultureller und sozialer Normen der Betrachter.“ Es geht also nicht um die Präsentation des außergewöhnlichen Körpers, sondern darum, wie jemand angesehen und betrachtet wird. Um zu erklären, wie aus Trägern von biologischen Besonderheiten Freaks werden, müssen die historischen und sozialen Bezüge, die kulturellen Vorstellungen analysiert werden.

Sind offensichtlich behinderte Menschen in Zeiten der allseits proklamierten Inklusion als Schreckensgestalt noch brauchbar? Dazu drei Anekdoten, erlebt an einem einzigen Januartag im Jahr 2012:

Erstens: Ich stehe alleine in einem Fahrstuhl, der von einem zweiten Nutzer in den vierten Stock geordert wurde. Die Tür öffnet sich, der junge Mann macht einen Schritt, stutzt, hält inne und beantwortet meine Einladung, doch einzutreten mit einem hastig gemurmelten: „Ich gehe die Treppe.“

Zweitens: Das ICE-Personal wechselt. Halbsätze im Gang: „Was ist mit dem?“, „Ich traue mich nicht.“ Gekicher. Dann der ICE-Chef an mich: „Und mit ihnen ist alles in Ordnung?“ Auf meine Antwort – „Mit mir schon!“ – folgte die Belehrung des Kollegen: „Siehst du, so macht man das.“

Drittens: Um weiteres Umsteigen im Nahverkehr zu vermeiden, steige ich in ein Taxi und nenne ein entferntes Fahrziel. Der Fahrer mustert mich von oben bis unten, fragt dann, ob ich Geld hätte, weigert sich dann trotzdem zu fahren mit dem Argument, er hätte schon eine Tour angenommen.

Nur Anekdoten, die nicht täglich, aber immer wieder zu erleben sind? Sicher nicht. Allein der Anblick von meinen ungewöhnlichen Körperhaltungen, Körperbewegungen löst Abwehr und Furcht aus. Und diffuses Mitleid, das nur durch mein äußeres Erscheinungsbild gespeist wird (der zweite Taxifahrer erzählte mir ständig wie zur Selbstvergewisserung, dass ich „bestimmt ein guter Mensch sei.“). Furcht und Mitleid sind Formen der Abwertung und Entwürdigung, die diejenigen treffen, die willkürlich gesetzte (Schönheits-)Ideale nicht erfüllen. Die Exoten-Schau von Hagenbeck hat sich in den Alltag verlagert.

Die Abwertung trifft Menschen nach bestimmten Mustern. Der US-amerikanische Behindertenpädagoge Wolf Wolfensberger kommt zu dem Schluss: Eine „Gesellschaft wird nämlich nur jene abwerten, die das Gegenteil von dem verkörpern, was der Gesellschaft wert ist. Eine Gesellschaft, die physische Schönheit als einen Wert betrachtet, wird jene erniedrigen, die hässlich sind oder die nicht den gesellschaftlichen Kriterien der Attraktivität entsprechen. Eine Gesellschaft, die der Jugend huldigt, wird die Älteren abwerten. Eine Gesellschaft, die intellektuelle Fähigkeit hoch schätzt, wird die Geistigbehinderten abwerten ... Je stärker also ein Wert geachtet wird, desto mehr Menschen werden dafür gehalten, den Gegenwert zu verkörpern.“

Sobald in einer Gesellschaft Einigkeit über die Kriterien der Aussonderung besteht, müssen die Ausgegrenzten mit Diskriminierungen rechnen. Die mit diesen Urteilen einhergehenden zwischenmenschlichen und räumlichen Distanzierungen erhöhen für die Gemeinten das Risiko der Vernachlässigung und der Ignoranz der alltäglichen Bedürfnisse.

Die Professorinnen Ferenc Fehér und Agnes Heller von der New School for Social Research in New York wiesen in einer Untersuchung darauf hin, dass Gesundheit zum zentralen Thema der Politik und deshalb der Körper zum politischen Schauplatz geworden sei. Die biologische Norm tritt an die Stelle des Gesetzes. Schon der sichtbare Unterschied der Körper diene als Ärgernis und sei Quelle für Spannungen, denen mit Versuchen der physischen Entfernung des Ärgernisses begegnet wird. Die Autorinnen nennen diesen Vorgang ‚Biopolitik‘, ein Begriff, den der französische Philosoph Michel Foucault (1926-1984) geprägt hat. Die Zurichtung der Körper scheint grenzenlos:

In der renommierten Zeitschrift ‚Nature‘ plädierten 2008 namhafte Wissenschaftler für die „verantwortungsvolle Nutzung“ von Medikamenten zur kognitiven Leistungssteigerung von gesunden Menschen. Ein Jahr später behaupten deutsche Experten aus Medizin, Philosophie und Rechtswissenschaft, dass „es keine überzeugenden grundsätzlichen Einwände gegen eine pharmazeutische Verbesserung des Gehirns oder der Psyche gibt.“ Und manche Bioethiker sind der Meinung, „prinzipielle ethische Bedenken gegenüber der Verbesserung der menschlichen Biologie“ seien nicht aufrechtzuerhalten. Im Gegenteil: So wie „wir die Pflicht haben, Krankheiten unserer Kinder zu behandeln, haben wir die Verpflichtung, ihre Biologie zu verbessern.“

Mit diesen Zitaten nähern sich die Augsburger Soziologen Willy Viehöver und Peter Wehling ihrer These, dass mit Blick auf den menschlichen Körper eine Entgrenzung der Medizin zu beobachten sei. Aus ihrer Sicht mehren sich die Anzeichen dafür, dass die Medizin nicht mehr allein mit der Heilung kranker Menschen, sondern zunehmend mit der Optimierung körperlicher und geistig Gesunder beschäftigt wird.

Das beobachtete Phänomen der Entgrenzung in der Medizin wird allgemein mit den Merkmalen der Grenzpluralisierung, der Grenzverschiebung, der Grenzverwischung sowie der Grenzüberschreitung beschrieben. Obwohl diese vier Kriterien nicht immer eindeutig zuzuordnen sind, bilden sie die Basis der Überlegungen:

Dabei meint der Aspekt der Grenzpluralisierung, dass Grenzen bei bekannten Krankheitsbildern von Beteiligten sehr unterschiedlich gezogen werden. Dies gilt auch für professionelle Akteure. Als Beispiel steht die umstrittene Diagnose der Aufmerksamkeitsstörung ADHS. Ob das Verhalten eines Kindes noch ‚normal‘ ist oder schon als ‚gestört‘ gilt, erfährt höchst unterschiedliche Bewertung.

Bei der Grenzverschiebung werden vormals als gesund betrachtete Personen nunmehr als krank betrachtet. Als Beispiel für diese Entwicklung nennen Viehöver und Wehling die Wahrnehmung von Schüchternheit, die zunehmend als behandlungsbedürftige psychische Störung gesehen wird.

Von der Grenzverwischung sprechen die Herausgeber, wenn bestimmte Personen als gleichzeitig gesund und krank gelten. Dies trifft auf die Gruppe der durch die Techniken der prädiktiven Gendiagnostik markierten Menschen zu, den ‚healthy ill‘, den gesunden Kranken: Dieser Begriff meint Personen, die aktuell gesund sind, bei den aber genetische Anlagen für künftige Krankheiten festgestellt worden sind.

Die Grenzüberschreitung bedeutet hingegen schließlich, dass „medizinische Praktiken und Mittel auch bei gesunden Menschen zum Einsatz kommen, ohne dass diese als ‚krank‘ oder ‚abweichend‘ definiert würden.“ Der anhaltende Boom bei der so genannten Schönheitschirurgie oder das Anpreisen von Leistungssteigernden Präparaten belegen dieses Kriterium einer Optimierungshaltung.

Die unscheinbaren und nicht eindeutig definierbaren Schritte von der Heilung eines Patienten zum Ansinnen der Verbesserung und Verjüngung des Menschen schreiben die Herausgeber aber nicht nur den Möglichkeiten von Genetik, ästhetischer Chirurgie oder Neuro-Pharmakologie zu. Einen wichtigen Effekt sehen sie in der neoliberalen Rhetorik der Eigenverantwortung, der Selbstbestimmung und „der permanenten Arbeit daran, eigene Schwächen zu überwinden, um so die individuelle Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit zu steigern“. Das ist zwar kein neuer Gedanke, aber immerhin: Attraktives Aussehen von Frauen und Männern wird immer mehr zu einem wichtigen Faktor für das Erreichen von privaten Zielen und gesellschaftlich anerkannten Positionen.

Gesundheit, Schönheit, Fitness, Leistungsfähigkeit sind die Grundwerte des Normalisierungsdenkens im Alltag. Die Kehrseite dieser Idealisierungen ist die Behauptung, krank, hässlich oder erschöpft zu sein. Wer funktioniert, wer selbst- oder fremd aufgelegte Anforderungen pausenlos erfüllt, gilt als gesund. Physisches und psychisches Wohlbefinden bleibt dagegen eine nach geordnete Vorstellung. Krankheit und Behinderung bedeutet in diesem Verhältnis, Leistungsmängel nicht ausgleichen zu können, zu schwach zu sein. Nicht zufällig und nahezu unerkannt steckt in ‚Fitness-Training‘ oder ‚Fitness-Studio‘ die sozialdarwinistische Kategorie des ‚survival of the fittest‘.

Nach dem vorherrschenden medizinischen Verständnis ist Gesundheit, Krankheit und Behinderung genau zu beschreiben, zu messen, zu qualifizieren und zu bewerten. Anliegen der herkömmlichen Medizin ist es, zwischen ‚Normalen‘ und ‚Anormalen‘ des Körpers und der Seele zu trennen. Um diesen Automatismus glaubwürdig zu begegnen, müssen behinderte Personen differenziert argumentieren. Denn es macht keinen Sinn, jegliche körperliche Beschwerden als soziale Konstruktion darzustellen. Der inzwischen verstorbene Autor Andreas Kuhlmann beschrieb diesen Aspekt:

„Oft kündigt sich eine Erkrankung allein schon dadurch an, dass wir das pure Eigengewicht des Körpers spüren, dass wir uns schlapp, schwerfällig, wie zerschlagen fühlen. Bei Fieber, Übelkeit oder Schwindel werden wir dann schon massiver von Leibesempfindungen bestimmt und beherrscht. Im starken Schmerz schließlich wird der Körper vollends auffällig, aufdringlich, aufsässig. Er nimmt unsere Aufmerksamkeit in Beschlag, lässt den Horizont des Bewusstseins zusammenschrumpfen und fixiert im Extremfall die Selbstwahrnehmung auf jenes Stück versehrter Physis, der von uns anscheinend nur noch übrig geblieben ist.“

Abschließend eine Antwort auf die moderne Frage: Wird alles gut, wenn die Inklusion umgesetzt ist? Die Behindertenbewegung hat in ihren Anfängen nicht nur den ‚Freak‘-Film genossen, sondern auch provokativ behauptet: „Behinderung ist schön!“ Auf die Gegenwart bezogen hat der Behindertenaktivist Siegfried Saerberg sinngemäß formuliert: Von gelungener Inklusion kann nur gesprochen werden, wenn die Allgemeinheit behinderte Körper als schön empfindet. Bis dahin aber, so meine ich, ist es noch ein sehr, sehr langer Weg.

Literaturverzeichnis

Claudia Franziska Bruner, KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen, Bielefeld 2005

Elisabeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.), Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte, Bielefeld 2010

Markus Dederich, Körper, Kultur und Behinderung, Bielefeld 2007

Anne Dreesbach, Gezähmte Wilde, Frankfurt a.M./New York 2005

Jacques Le Goff/Nicolas Truong, Die Geschichte des Körpers im Mittelalter, Stuttgart 2007

Christian Mürner/Udo Sierck, Behinderte Identität?, Neu-Ulm 2011

Birgit Stammberger, Monster und Freaks. Eine Wissensgeschichte außergewöhnlicher Körper im 19.Jahrhundert, Bielefeld 2011

Willy Viehöver/Peter Wehling, Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?; Bielefeld 2011